



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

††: Deutsche Reisende in der Fremde.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Deutsche Reisende in der Fremde.

Die Zeit ist vorüber, wo die Deutschen das Ausland nur aus den Schilderungen Fremder kennen lernten, mit Ausnahme von Paris, dieses Brennpunktes, der ganz Europa in seinen Kreis zog, wo die Deutschen, wenn sie ihre Existenz zu erwähnen genöthigt waren, um Entschuldigung baten; wo der junge deutsche Baron es für eine Ehre ansah, in Paris von dem Pöbel mystificirt und verhöhnt zu werden. Zuerst reagirte das nationale Bewußtsein in der Literatur, die Herrschaft des französischen Geschmacks wurde abgeschüttelt, und als Heiligthum der nationalen Empfindung gepflegt, was demselben widersprach. Die Jahre 1813 und 1814 bildeten die politische Reaction gegen das moderne Rom und dessen Cäsar, und seit der Zeit hat dann ein jedes Volk auf seine eigenthümliche Weise versucht, sich eine specielle Existenz, ein speciellcs Recht zu erkämpfen. Eben so wie man jetzt nicht mehr die fremde Literatur durch das Medium des absoluten französischen Geschmacks sich aneignet, wie man vielmehr mit einer gewissen Virtuosität in die geheimsten Schlupfwinkel der Nationalitäten, selbst der Dialecte herabzusteigen versteht, so strebt man auch in der unmittelbaren Kenntnißnahme des Fremden nicht mehr nach den traditionellen Eindrücken der alten Salonpoesie, man sucht die walduersprüngliche Naturwüchsigkeit des Volkes, und schägt es um so mehr, je weniger es sich in die Uniform des Pariser Modejournals hat kleiden lassen.

Es ist ein doppeltes Interesse, das gegenwärtig den Reisenden leitet. Entweder sucht er poetische Nahrung, Waldeinsamkeit und Ruinen, alte Tempel und Götterbilder, oder er will lauschen auf die leisen Pulsschläge, in denen sich das frisch wellende Blut des freien Geistes vernehmlich macht. Beides ist keinesweges unbedingt von einander getrennt, und die meisten Reisenden ziehen mit einem Januskopfe in die Fremde, der auf der einen Seite nach den Zinnen des neuen Jerusalems, auf der andern nach den Marmorsärgen der Vergangenheit blickt.

Wir wollen eine Reihe gebildeter Landsleute auf ihren Pilgerfahrten begleiten.

### I. A. C. v. Hochau \*).

In der Werke, welches uns von diesem Schriftsteller vorliegt, sind die

\*) „Reiseben in Sübfrankreich und Spanien.“ 2 Bände. Stuttgart und Tübingen, 1847. Cotta.

Briefe aus dem Jahre 1845 gesammelt, die zum Theil in der Allgemeinen Zeitung, zum Theil in der Kölnischen abgedruckt waren. Der Verfasser hat sich durch die Verfolgungen, denen ihn seine politische Ansicht ausgesetzt hat, einen gewissen Namen gemacht, diesen kehrt er aber in dem vorliegenden Werke nicht heraus, er ist hier nur der gebildete Mann, voll von warmem Interesse für alles Schöne und alles Lebendige.

Die Briefe beginnen in Lyon, es folgt Avignon, Vacluse, Perpignan; in Spanien geht es die bekannte Tour von Barcelona aus entlang der Küste bis nach Granada und Cadix, von da ins Binnenland nach Madrid, wo der Reisende sich mehrere Monate aufhält, von da über die Baskischen Provinzen zurück.

In keinem Lande auf der Welt lassen sich die beiden Reise-Tendenzen, die ich vorhin anführte, so natürlich vereinigen, wie in Spanien; man mag wollen oder nicht, so leuchten noch aus allen Säulenhallen der Alhambra die Bilder der alten phantastischen Vorzeit, die Abenceragen und Zegri's entgegen; noch immer strahlt aus den düstern Köpfen Zurbarans der alte Fanatismus, der die Inquisition nicht weniger hervorbrachte als die Gluth der Calderou'schen Poesie; noch immer erinnert selbst die Tracht der Maulthiertreiber, ihre Sitten und ihre Redensarten an das classische Zeitalter Spaniens, das die gravitatisch-groteske Figur des Ritters von der traurigen Gestalt auch bei uns populär gemacht hat. Das Mittelalter hat sein Gepräge auf jeden Stein gedrückt. Noch immer weidet sich der unbarmherzige Blick der spanischen Schönen an dem blutigen Schauspiel der Stiergefechte, noch immer verbirgt sich hinter der alt nationalen — wenn auch jetzt in Paris gefertigten Mantilla der alte Intriguengeist, der das Genre der Stücke de capa y espada hervorgebracht. Und doch, wie regt sich so frisch und frühlingsartig unter diesen steinernen Arabesken, wie dringt der Geist des jungen Europa so mächtig wuchernd aus diesen Ruinen heraus! Unter den Schneegipfeln der Nevada sammelt sich das Volk, nicht zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen, sondern zu einem Sturm auf die Klöster, zu einem Marsch in die Hauptstadt, um dort ihre Freiheitsideale zu realisiren; die flüchtigen Gestalten, die im Schatten der Nacht die Pyrenäenpässe aufsuchen, es sind auch noch Abentherer wie weiland die irrenden Ritter, aber ihre Dulcinea ist kein mittelalterliches Gözenbild, es ist die Göttin der Freiheit, verkündigt von den Philosophn der Aufklärung, empfangen unter den Wehen der französischen Revolution, gereuzigt unter der eisernen Herrschaft des corsischen Helden, begraben unter den geweichten Standarten der heiligen Allianz, wiederauferstanden von den Todten in dem jugendlich gewaltigen Glauben, der gegenwärtig die Herzen der Völker durchglüht. Und wenn es noch etwas spukhaft verworren aussteht in diesem Zueinandergreifen der Gegenwart und der Romantik, wenn man die Träume der Vorzeit noch nicht recht zu unterscheiden weiß von den Gesichten der Zukunft, wenn sich die traditionelle Figur des Schmugglers noch oft genug unter der modernen Maske des Kar-

listen oder auch wohl des Moderado und Progressisten versteckt, wenn in dem Hofe der „unschuldigen“ Isabella der Hevalereske Sinn einer — Katharina II. sich selbst mit dem leichten Schleier der gewöhnlichen Conventenz zu umhüllen verschmäht — so stört das alles das Auge eines ruhigen Beobachters nicht, dessen Glaube an das Gute und Vernünftige nicht an einem festen, unwandelbaren Ideal haftet, sondern der auch in den verworrenen Regungen des concreten, natürlichen Lebens die leise Stimme des Geistes zu vernehmen weiß.

Ein solcher Beobachter ist unser Reisende. Er überläßt sich unbedingt den wechselnden, unmittelbaren Eindrücken, die ihm begegnen; er interessiert sich für die Stiergefechte und die populären Scenen der Maulthiertreiber und der Wirthshäuser eben so, wie für den aristokratischen Genuß der Reminiscenz, die Murillos und die Colonaden arabischer Architectur; er läßt sich von der Politik erzählen, was man ihm gerade sagt, ohne ängstlich nachzuforschen, er macht Beobachtungen über das Wetter und die zierlichen Füße der Töchter Andalusiens; er folgt dem Hofe in seinen Festlichkeiten, dem Volke in seine lustigen Schmaußereien, er besucht fleißig das Theater, wie den Markt; er ist zu Hause in den Schenken und den Museen. Ueberall hören wir das Urtheil eines feingebildeten Kenners, überall wird es uns in der feinen, anmuthigen Form eines künstlerisch vollendeten Styls vorgetragen.

Eins nur habe ich vermißt, was freilich durch die freie, receptive Stellung des blos genießenden Wanderers bedingt wird: die Tendenz, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wenn der Reisende in unserem Auftrag seinen Weg gemacht hätte, so würde er seine Aufmerksamkeit auf manches Andere gewendet haben. Für uns sind nämlich bis dahin die politischen Parteien, die Spanien bald beherrschen, bald daraus vertrieben werden, wenig mehr als bloße Namen. Wenn wir in England von Whigs, Tories, Radicals, Chartisten u. s. w. hören, so wissen wir genau, was wir uns darunter zu denken haben; eben so in Frankreich, in der Schweiz. In Spanien aber kennen wir wohl die politische Tendenz der Parteien im Allgemeinen, aber von ihrer Zusammensetzung, ihren materiellen Grundlagen, ihrer innern Organisation wissen wir so gut wie gar nichts. Wo haben z. B. die Moderados ihre eigentliche Macht? Wo haben sie ihre großen Mittel her? Wie ist ihr Einfluß auf das Militär zu erklären? ist es der alte Adel? der höhere Bürgerstand? das Alles sind Fragen, über die wir auch in Rochau vergebens nach Aufschlüssen suchen.

Für denjenigen also, der einen wesentlichen Beitrag zum Verständniß der neuern Politik erwartet, sind diese Briefe nicht geschrieben. Wer aber Sinn hat für ein anschauliches, lebendiges Gemälde der bunten Zustände einer unserer Civilisation angehörenden und uns doch so fremden Welt, dem wird dieses Buch ein reicher Genuß sein.

## 2. Fürst Pückler \*).

Es sind jetzt ungefähr zwei Jahrzehende, daß ein neugieriges Publikum zum erstenmal in die Salons der hohen Aristokratie eingeführt wurde, in die Zirkel der mächtigsten Aristokratie, welche Europa kennt, der Englischen. Damals begann überhaupt der hohe Adel, der eine Zeitlang in der Literatur gefeiert hatte, sich eifrigst dieser Beschäftigung anzunehmen, die nun neben der Jagd und den Steeple-Chases zu den nobeln Passionen gerechnet wurde. Ein deutscher Fürst war es, der uns die objective Welt in vielen ihrer geheimen Beziehungen, in der bunten Beweglichkeit eines Panorama's, das sich über Europa, Asien und Afrika ausdehnte, aufzuschließen unternahm, wie bald darauf eine deutsche Gräfin die intimsten Empfindungen eines hochgeborenen Bisens der Populace zur Schau stellte. Der Fürst ging in seiner Objectivität weiter, als es den gemeinen Erdenöhnen möglich ist; er akklimatisirte sich auf eine wunderbare Weise; und wenn er in dem freien Albion den vornehmen Jockeyclubbisten eben so gut zu spielen verstand, als den Fuchsbeher, so wurde er im Orient zum Türken, er rauchte mit den Orientalen im Feß und Raftan türkischen Tabak, schlürfte schwarzen Kaffeebrei und was sonst die Landessitte mit sich brachte. Vielleicht würde er bei den Hottentotten sich in Schaffelle kleiden, bei den Protesen dem geistreichen Gesicht eine Tinktur von Schlangenküäneln oder Todtenköpfen geben. Dabei behielt er aber stets das Bewußtsein eines vornehmen Mannes, der nur momentan eine Maske trägt, und ironisirte sich selbst in seiner Verpuppung. Der echte Aristokrat ist ein geborner Kosmopolit; frei von der Scholle ist nur, wer nicht an die praktische, unmittelbare Thätigkeit des realen Lebens mit seinen Sorgen und Mühen, nicht an die Schranken der engumgrenzten sittlichen Welt gekettet ist.

Der größere Theil der Mittheilungen, die wir hier über des Fürsten Freund empfangen, den barbarischen Verehrer und Verbreiter der europäischen Civilisation, über seine weiten Reformpläne, die Versuche und Hindernisse seiner Politik, die Kriegsthaten seines tapfern Sohnes, sind uns schon früher, wenigstens theilweise in Zeitschriften zu Gesicht gekommen. Die interessante Zusammenkunft des Fürsten mit der Königin der Wüste, der Lady Escher Stanhope, in welcher der Erstere das ganze Selbstgefühl eines graziösen Chevaliers der alten Bildung entwickelt; die verunglückten Versuche, in dem Feldzug Ibrahim's in Syrien, wenigstens den Antheil eines Beobachters zu nehmen, die halb von der Ironie der Aufklärung zerfetzte gläubig-enthusiastische Stimmung im Besuch der Heiligthümer des Jordan, die Unterhaltungen mit den Beamten des alten Vicekönigs, die Abentheuer in der Wüste — dies Alles gibt der Reise einen eigenen pikanten Anstrich, der durch

\*) „Die Rückkehr.“ Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Berlin, 1846 — 47. A. Duncker. 1r Theil: Aegypten. 2r Theil: Syrien.

die tolerante, versöhnliche Auffassung des Touristen nur noch in ein besseres Licht gestellt wird.

Im Ganzen ist diese Lectüre zumeist für die feine Welt. Der Gelehrte wird daraus nichts lernen, der Politiker auch nicht viel. Auf der andern Seite ist dieser subjective Reiz der Persönlichkeit, der seit Heine's Reisebildern den Leitton vieler Schilderungen auszumachen pflegt, hier doch nur sehr äußerlich gehalten. Fürst Pückler interessiert als vornehmer, eleganter, gebildeter Mann, der vermöge seiner Stellung mehr zu sehen bekommt, als Andere, und die Gegenden, die er schildert, haben wenigstens den Reiz der Neuheit. Eine künstlerische Vollendung kann man an der Darstellung nicht rühmen; sie ist auch nicht bezweckt, der Reisende ist eben ein Gentleman, der sich gibt, wie er gerade ist, und in dieser seiner Unmittelbarkeit gerade am interessantesten wirkt.

### 3. E. A. Quikmann\*).

Es ist hier nicht ein vornehmer Mann, den wir vor uns haben, dem die höchsten Kreise leicht geöffnet werden, aber ein fleißiger und sorgfältiger Beobachter. Ein bairischer Arzt, gemüthlich, redselig, der gern seinen Witz macht, wenn dieser auch mitunter etwas zu sehr nach Bier schmeckt. Die Reichhaltigkeit der neuen Bilder und Anschauungen, die wir aus den ziemlich unbekanntem Ländern des Ostens empfangen, läßt uns den Mangel an Eleganz in der Form verschmerzen.

Der Reisende beginnt seinen Orient mit Wien, der letzten Stadt der eigentlich deutschen Bildung, in welcher bereits von allen Seiten die Völker des Ostens sich zusammendrängen. Obgleich politisch liberal, ist er doch im höchsten Grade empfänglich für die gemüthlichen Verhältnisse, in denen das Leben des Wienerers sich bewegt, und er erkennt mit Recht in dem Volkstreiben, welches in den heitern Umgebungen der Kaiserstadt wogt und wühlt, in einer Unbefangenheit und Fülle, wie man sie im deutschen Norden vergebens suchen würde, einigen Ersatz für die mangelnde politische Bildung. Der österreichischen Regierung, so wenig er ihr Abschließungssystem zu verteidigen unternimmt, läßt er doch in Rücksicht auf die Großartigkeit ihrer äußeren Stellung Gerechtigkeit wiederfahren. Der Entwicklung politischer Tendenzen in der jüngern Generation, ihren Hoffnungen und Wünschen, folgt er mit gespannter Aufmerksamkeit, wenn auch bei seinem kurzen Aufenthalt ihm vieles Einzelne entgehen muß. Die socialen Verhältnisse, namentlich die freien Ansichten in Beziehung auf den geschlechtlichen Verkehr, weiß der Münchner besser zu würdigen, als es einem Norddeutschen möglich sein würde. Natürlich interessieren den Arzt unter den speciellen Einrichtungen vorzugsweise die medicinischen, und er gibt manche, wenigstens für den Ausländer schätzbare Notizen, obgleich sie dem Oesterreicher selbst nichts Neues bieten dürften.

\*) „Deutsche Briefe über den Orient.“ Stuttgart, 1849. S. W. Müller.

Von Wien geht die Reise nach Preßburg und Pesth. Bei der ungemeinen Unparteilichkeit, mit welcher der Verfasser allen, nach den heterogensten Erscheinungen ihr Recht angedeihen zu lassen strebt, ist es nicht zu vermeiden, daß er ebenso die nationalen Tendenzen der Magyaren anerkennt, als die centralisirenden Ansichten der deutschen Regierung. Eine solche Unparteilichkeit hat aber etwas Mißliches, und steht immer mit einem gewissen Indifferentismus im Zusammenhang. Allein wenn auch die Ansichten über die politische Entwicklung des ungarischen Ständewesens in keiner Weise schlagend oder erschöpfend zu nennen sind, so ist es immer schon ein Gewinn, wenn man „im Reich“ begreift, daß es sich in diesen Streitigkeiten doch um ernste, wesentliche Interessen handelt, daß nicht frivole Zänkereien einzelner Mächtigen sich Lust machen, sondern daß bedeutende Kräfte nach einer Entfaltung streben. Viel befriedigender übrigens, als die Schilderung dieser politischen Bewegung, die doch nur vom Hörensagen genommen sein kann, ist die Darstellung der unmittelbaren, äußeren Eindrücke: Trachten, Wege, Markt, sociales Leben u. dgl.

Mit der Ankunft in Semlin — von wo aus der Verfasser einen Abstecher nach Belgrad unternimmt — treten wir in eine uns beinahe ganz fremde Welt. Zwar ist durch die mehrfache Uebersetzung Morlakischer Heldengesänge bei uns ein gewisses ästhetisches Interesse für das tapfere Volk der Serben rege geworden, das sein heroisches Zeitalter so gut gehabt hat, als die Nationen der romanisch-germanischen Bildung, auch hat Ranke's elegante Darstellung der Serbischen Revolution uns die Gegenwart dieses Volkes einigermaßen näher gerückt, aber beides reicht doch nicht hin, uns ein anschauliches Bild von diesem halb türkischen halb christlichen Wesen zu machen, denn jene Poesien haben zu den unmittelbaren Verhältnissen der Gegenwart doch nur eine sehr entfernte Beziehung, und die Darstellung des preussischen Historikers leidet bei aller Kunst doch an einem wesentlichen Mangel: er nimmt zu sehr Rücksicht auf jene seinem Königs Hause befreundete slavische Großmacht, deren unheimliches Wirken wie mit einem feinen, aber undurchdringlichen Netz das ganze System der südöstlichen Provinzen umstrickt. Der Verfasser sucht uns nun aus den Nachrichten, die er an Ort und Stelle einsammelte, ein vollständiges Gemälde der neuen serbischen Geschichte zu geben, von ihrem Heldenkampf unter Czerni Georg, von dem er freilich nur die Lichtseiten hervorhebt, ohne auf das Blutige in seinem Charakter hinzuweisen; von Rußlands Verrath, Oesterreichs politischer Lethargie und der trotz dieser Hemmnisse allmältig sich verbreitenden politischen Freiheit des serbischen Volks.

In Hermannstadt finden wir uns wieder auf befreundetem Boden. Auch dem Reisenden wird wohl zu Muth, wenn er seine Sprache und die gewohnten Sitten seines Vaterlandes um sich sieht. Das Zigeunerwesen, welches in den Umgebungen von Kronstadt geschildert wird, ist uns durch die mannigfachen Darstellungen

ungarischer Poeten geläufiger, als das Leben der Deutschen in Siebenbürgen, das zu einfach und praktisch vernünftig ist, um die Folie der Poesie wünschenswerth zu machen.

In Bukarest ist der Verfasser ganz im Orient. „Diese Hütten, aus Holz und Lehm flüchtig zusammengeliebt, aus denen die Hauptstadt des „Romanenreichs“ größtentheils besteht; diese zeltartig mit spitzem Giebel an einander gelehnten Buden, welche als Karawan-Serai ihren Mittelpunkt bilden; diese niedern Kirchen in byzantinischen Formen, mit ihren Kuppeln und dicken Glockenthürmen; diese engen, krummen Straßen, in denen sich das sonderbarste Gemisch aller Nationen und Volkstrachten auf- und abdrängt — geben sie nicht schon dem flüchtigen Beobachter ganz das Bild, unter welchem wir uns den orientalen Typus veranschaulichen? Und wenn wir dazwischen moderne Paläste im pseudo-antiken Kompilatorenstyle des 19. Jahrhunderts gewahren, wenn wir eleganten Equipagen mit den feinsten Pariser- und Wiener Toiletten gefüllt begegnen, wenn wir Compagnien in Uniformen nach dem neuesten Schutte mit europäischer Präcision dahermarschiren sehen, wo wir eher den thurmartigen Kaspal des Fanarioten und den Turban des Osmanli uns heimisch denken gelernt haben, sind wir nicht eher befremdet von diesen Erscheinungen, und geneigt, sie für Abnormitäten zu halten?“

Das hindert aber nicht, mit derselben Sorgfalt, hier wie in Rustschuck und Galatz, wohin von da aus die Reise geht, mit großer Aufmerksamkeit, soweit es der flüchtigen Wanderung möglich ist, das politische sociale Leben zu betrachten.

Constantinopel ist nun der Mittelpunkt der Reise, und der Verfasser hat es leicht, durch den bunten Wechsel der verschiedenartigsten Bilder angenehm zu unterhalten. Was er von historischen Notizen und politischen Betrachtungen gibt, will nicht viel sagen, denn es kommt aus der dritten Hand, und ist außerdem das gewöhnliche Raisonnement. Dagegen wird die Lebendigkeit und Wahrheit der einzelnen Schilderungen durch die ungesuchte, freilich etwas nüchterne Sprache nur noch glaubwürdiger.

Die Zustände Athens schließen das Ganze. Des Baiers patriotisches Herz schlägt auch noch in der Ferne für den Sproßling seines Königshauses und er endet mit der Versicherung, daß wenn auch von den politischen Parteien, die sich gegenwärtig an der Regierung des Landes betheiligen, eine nach der andern fallen sollte, dennoch der Thron König Otto's unangetastet feststehen wird, weil seine Stützen in den Herzen des Volkes aufgerichtet sind. —

#### 4. J. N. Craigher \*).

Ein vollständiger Gegensatz zu den vorerwähnten Reisenden mit seiner durch und durch praktischen Auffassung ist der schwärmerische, katholische Reisende,

\*) „Erinnerungen aus dem Orient.“ Zriest, 1847. Favarger.  
Grenzboten. IV. 1847.

Herr Craigher, der seine Schrift dem Erzherzog Johann gewidmet hat; er fungirt als belgischer Consul in Triest. Wenn uns das vorige Werk in der ausdruckslosen, ungezwungenen Weise der alten Reisebeschreiber aus den Zeiten Nicolai's eine mögliche Fülle vielseitiger Anschauungen zu geben sich bemüht, so tritt hier das stoffliche Interesse hinter der poetisch-romantischen Intention zurück. „Wer von der Natur das Geschenk einer empfänglichen und leicht erregbaren Einbildungskraft erhalten hat, den begleiten solche Eindrücke durch das ganze Leben. Wenn eine religiöse Erziehung ihn früh mit den Lehren und der Geschichte des Christenthums vertraut machte, werden Rom und Jerusalem immer das Ziel seines Strebens sein und mit magischen Reiz auf ihn wirken.“ In diesem Sinne wird der Orient mehr empfunden als dargestellt, und die Sprache streift überall an's Rhetorische und selbst Lyrische.

Die Reise geht über Corfu nach Athen, von da nach Alexandrien, Kairo; es folgt ein längerer Aufenthalt in Palästina, wo alle Stätten besucht werden, die der Fuß des Herrn betreten; dann über Syrien nach Athen, Constantiopel, Malta, Neapel und Rom.

Die Natur des Werks, das mehr auf das Gemüth, als den Verstand berechnet ist, bringt es mit sich, daß sich die Darstellung mehr auf Landschaften, Tempel, Ruinen und dergleichen einläßt, als auf den lebendigen Markt des Lebens. Ein romantischer Duft verbreitet sich nebelhaft über die wunderbaren Scenen des Orients, und läßt mehr ahnen als sehen. Hin und wieder taucht einmal eine nüchterne politische Reflexion in dem träumerischen Schimmer des romantischen Gemäldes auf. Mit Virtuosität wird namentlich Alles, was einen elegischen, sehnsüchtigen und religiösen Anstrich hat, aufgesucht, und zuweilen wird man an Schlegel's Ausspruch erinnert, daß man, um die wirkliche Religion zu finden, zu der Europa klimatisch unfähig sei, nach dem Orient pilgern müsse, wie man um der Kunst willen nach Rom ziehe. Das Gefühl, daß man in Europa gar zu wenig betet, söhnt den gewiß sehr christlichen Verfasser in einem gewissen Sinn selbst mit dem Islam aus. „Was auch ihre Gegner sagen mögen, so viel ist gewiß, daß auch die orientalischen Völker den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, und zwar mit einer Hingebung, Inbrunst und Einfalt des Gemüthes anbeten und verehren, an der wir Christen uns öfter ein Beispiel nehmen könnten. Ich will nicht geradezu sagen, daß im häufigen Beten der Morgenländer der wahre tiefere Geist ihrer Andacht liege; allein gerade weil wir so gerne alle Formen verbannen, und die bloße Erhebung des Gedankens zu Gott für genügend halten, geschieht es nur zu häufig, daß wir die nöthige Weihe und Innigkeit verlieren, und mit der Zeit kälter und gleichgültiger werden.“ Unter diesen Umständen läßt sich erwarten, daß im Thal Josaphat den Pilger eine gewisse Extase befällt. „Tiefe feierliche Stille herrschte in der Grotte, als wir durch die wenigen Stufen, die hinabführen, schüchtern niederstiegen. Matt brannten die Kerzen am kleinen Altare, wie das erlö-

schende Licht einer Sterbelampe. Mein Gemüth war unendlich tief bewegt, und all' mein Denken auf das Bild des leidenden Heilandes gerichtet. Wir erhoben uns, um unsern Kreuzgang wieder fortzusetzen. Keiner sprach eine Sylbe, aber alle Augen waren naß." Und dieser Ton herrscht in der ganzen Reise durch Palästina vor, was für Einen, der die Erlösung der Menschheit mehr vom rationalen Standpunkt aus betrachtet, doch etwas Ermüdendes hat. Nicht allein die Denkmäler der christlichen Geschichte, sondern überhaupt Alles, was ruinenhaft aussteht, wird mit gläubiger Andacht genossen und zu einer Elegie abgerundet. So ist denn zuletzt der Verfasser selbst müde, und die goldene Stadt der sieben Hügel wird mit ein paar Seiten heiläufigen Enthusiasmus abgespeist, da der Reisende „mit heißer Sehnsucht den lieben Seinigen entgegensteilt.“

### 5. Sanny Lewald \*).

Es ist noch nicht lange her, daß wir über die italienischen Reisebilder von A. Stahr berichteten. Wer Italien einmal gesehen, behauptete Goethe's Vater, kann nie ganz unglücklich werden. So ist es denn namentlich poetischen Naturen nicht zu verdenken, wenn sie die Liebe, freundliche Erinnerung an die alte Heimath des Schönen zu fixiren, zu einem lebensvollen Gemälde ungedichteten versuchen, und so oft wir schon über die Drangenhaine und Säulenhallen des goldenen Hesperiens Schönes und Treffliches vernommen haben, so wird man doch immer gern wieder auf diese anmuthigen Erscheinungen zurückgeführt, namentlich wenn sie sich in der heitern Phantasie einer geist- und gemüthvollen Dichterin spiegeln.

Bei ihrer Abreise aus Königsberg sagte Crelinger zur Verfasserin: „erzählen Sie uns möglichst wenig von Kirchen und Bildern und möglichst viel von Land und Menschen. Sagen Sie uns, woran das Volk sich erfreut, worunter es leidet, erzählen Sie uns von seinem täglichen Leben und Treiben, von seinem Essen und Trinken, seinen Spielen, Festen und Arbeiten, so weit Sie als Frau dies Alles überblicken können, und denken Sie nicht, das sei zu gering; Alles, was die Jetztzeit, das jetztlebende Volk berührt, findet in uns den lebhaftesten Antheil.“ Und diese Mahnung ihres Freundes bemüht sich die Verfasserin möglichst im Auge zu halten.

Die Reise geht über Mailand, Genua, Florenz nach Rom, von da nach Neapel, Palermo; zurück über Bologna und Venedig.

Wenn es von einem weiblichen Wesen zu erwarten ist, daß das Gefühlsleben oft genug seine Rechte gegen die objective Anschauung behaupten wird, wenn häufig genug die poetische Empfindung die eigentlich plastische Darstellung zurückdrängt,

\*), „Italienisches Bilderbuch.“ 2 Bände. Berlin, 1847. H. Duncker.

so ist diese Empfindung doch nie sentimental, und hat stets etwas Sinniges und Ursprüngliches, und andererseits ist das Auge der Dichterin heiter und unbefangenen genug, auch das Bekannte durch eine neue, überraschende Wendung zu versüßlichen. Ich wähle ein Beispiel, nicht gerade als Muster einer classischen Darstellung, aber einer naiven Anschauung. „Soll ich einmal ein Bild brauchen, das einer Frau nahe liegt, so möchte ich sagen, der Mailänder Dom steht aus wie ein riesiges, überaus zartes Spitzengewebe, das die Hand eines Zauberers plötzlich zu Stein verwandelt hätte. Die Zeit hat dem Marmor, aus dem er ganz und gar erbaut ist, eine leichte, gelblich braune Färbung gegeben, die, wie mich dünkt, seiner Schönheit zu Statten kommt, weil das ursprüngliche Weiß des Marmors wohl etwas Kaltes in der Farbe gehabt haben mag. Filigranartig leicht, in schlanken, zierlichsten Arabesken steigt der schöne Bau empor, an dem jede Statue, jedes Blättchen mit der Sauberkeit gearbeitet ist, mit der man die zierlichen Vasen von Marmor gemacht sieht.“ Solcher niedlichen Einfälle finden sich zahlreich, und tragen wesentlich dazu bei, den Reiz der Lectüre zu erhöhen. Sehr anerkenntenswerth ist es, daß die Verfasserin überall individualisirt, sich nie auf die allgemeine, stereotype Beschreibung beschränkt, sondern stets das Zeitliche, Momentane festhält. Sie besucht z. B. häufig das Theater, und sucht in der Beschreibung des Drama's, der einzelnen Schauspieler, der einzelnen Aeußerungen des Publikums uns ein zugleich lebendiges und doch möglichst bleibendes Bild zu verschaffen; wenn sie die Antiken, die Gemäldegalerien, die Paläste besucht, so schildert sie uns dieselben durch den Eindruck, die sie auf diese oder jene bestimmte Individualität machen, oder durch den Contrast mit der leichtfertig umherwogenden Menge. In dem Straßengewühl, in der Procession, dem Carneval, heftet sich ihre Aufmerksamkeit auf einzelne, bestimmte Masken, auf abge sonderte Gruppen, und wir werden stets mitten in die Scene versetzt, weil wir alles einzelne vor uns haben. Für Details ist das weibliche Auge immer am schärfsten, und das ist bei einem Gegenstand, dessen Totaleindruck doch schon allgemein bekannt ist, von dem größten Werth. Ihr künstlerisches Urtheil wird ohne Kennerniene, aber mit lebenswürdiger Unbefangenheit abgegeben; sie sucht nie ihre Eigenthümlichkeit zu verstecken, und drängt sie doch nie auf. Sie ist liberal, wie es einer Königsbergerin ziemt, und nimmt lebhaften Antheil an dem, was sie von lebendigen Regungen der Freiheit erfährt, aber sie macht kein Handwerk aus der Politik. Wie das politische Wesen wird auch der Eindruck der Antiquitäten localisirt und dadurch in's poetische Gebiet herübergezogen. Wenn sie sich ihren Empfindungen überläßt, so ist es nie ohne die Beimischung eines Gedankens, der das Gefühl rechtfertigt. So bei ihrem Eintritt in Rom. „Heiße Thränen stürzten mir aus den Augen. Freude, am ersehnten Ziele zu sein; Ahnung des Schönen, das mir nun werden müsse; ein Gefühl von Leere, wie man es empfindet, wenn mit dem Erreichen eines Zieles die Nothwendigkeit des Strebens aufhört, und eine ganz unsägliche Freude kamen über mich, so daß

ich zum ersten Mal in tiefer Sehnsucht nach meinen Lieben die Last des Allein-  
genießens sehr schwer empfand.“ Durch einzelne zierliche novellistische Episoden,  
die namentlich den zweiten Theil verzieren, wird Italien zwar nicht deutlicher,  
aber das italienische Bilderbuch bunter und anziehender gemacht. Mit Theilnahme  
folgt man der Verfasserin in ihre wechselnden Freuden, Hoffnungen und Wünsche,  
und wenn sie zuletzt ausruft: „Auf Wiedersehn! ruft ein Jeder, der unter Italiens  
blauen Himmel athmen dürfte, wenn er dies Land der Schönheit und des Früh-  
lings mit blutendem Herzen verläßt!“ so wird wohl Jeder, der das Buch aus der  
Hand legt, in ein herzliches „Mud so geschehe es!“ einstimmen.

† †.